Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 63 (1983)
Heft: 2

Artikel: Gedichte lesen mit Roman Jakobsen
Autor: Lübbe-Grothues, Grete
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-164011

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Grete Lübbe-Grothues

Gedichte lesen mit Roman Jakobson

Lass dich nicht verdriessen, den Dichter ... gleichsam zu zerstückeln; ich kenne nur diesen Weg, um aus der allgemeinen in die besondere Bewunderung zu gelangen. *Goethe*

Nicht als Theoretiker der Dichtkunst und wissenschaftlichen Analysator von Gedichten lernte ich Roman Jakobson zuerst kennen, sondern als Sprecher von Versen. Puschkin, Majakowski, Mandelstam, Jessenin ...: unerschöpflich gab sein Gedächtnis her, was seine Frau oder ich hören wollten. Dabei verstand ich kein Wort, sowie auch Krystyna Jakobson, als sie von mir Schiller erfragte oder Hölderlin hörte, nur Rhythmen und Sprachlaute auffassen konnte. Wir hatten in Haus Claudia zu Abend gegessen, im Hintergrund flammte das Kaminfeuer, draussen stand der Mond über dem See. – Einmal sprachen wir über jene weithin unbewussten

Roman Jakobson, der weltweit geehrte russische Linguist, ist im vergangenen Juli 86jährig in Boston gestorben. Viermal gehörte er zur Avantgarde der Sprachwissenschaft: als junger Wortführer des russischen Formalismus, als Mitbegründer des «Cercle linguistique de Prague» (tschechischer Strukturalismus), als «Mentor» des französischen Strukturalismus und als Anreger der modernen strukturalen Linguistik in Amerika, wo er seit 1949 in Harvard, seit 1957 zusätzlich am MIT lehrte.

Neben der Phonologie war die Erforschung der poetischen Sprache ein Schwerpunkt seiner weitgespannten Arbeiten. Seine deutschen Gedichten gewidmeten Untersuchungen sind veröffentlicht unter dem Titel: Roman Jakobson: Hölderlin - Klee - Brecht. Zur Wortkunst dreier Gedichte. Eingel. und hrsg. von Elmar Holenstein, stw (suhrkamp taschenbuch wissenschaft) Frankfurt 1976.

Die wichtigsten Aufsätze zur Poetik sind gesammelt in: Roman Jakobson: Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971. Hrsg. von E. Holenstein und Tarcisius Schelbert, Frankfurt 1979.

Die philosophische Bedeutung der Jakobsonschen Sprachwissenschaft ist dargestellt in: Elmar Holenstein: Roman Jakobsons phänomenologischer Strukturalismus, Frankfurt 1975.

rhythmischen Wahrnehmungen, in denen durch Bewegung und Stimme über mögliches Einverständnis zwischen Menschen vorentschieden werden kann. Jakobson wusste von einem Mann, der auf eine Stimme am Telefon hin die dazugehörige Frau gesucht, gefunden und nie wieder verlassen hat. Meine Erinnerung bringt dieses Gespräch mit dem beschwingten Abend zu dritt in Verbindung, wo im Medium von Versen, deren Bedeutung keine Rolle spielte, eine dauerhafte Sympathie begründet wurde.

Das war im Frühsommer 1974. Vorausgegangen war ein Vortrag Jakobsons in Zürich, zu dem ich von Einsiedeln aus hingefahren war. Zum Thema «Kindersprache» bringen nicht nur Fachleute Beobachtungen mit, und ich bin sicher nicht die Einzige, die Experimente und überraschende sprachliche Findungen der eigenen Kinder notiert hat. Der Sprachwissenschaftler erläuterte – immer nah an den Phänomenen und an Beispielen aus vielen Sprachen – die Phasen des kindlichen Spracherwerbs so, dass die gesetzmässige Dynamik im Auf- und Umbau der Sprache hervortrat. Man bekam Einblick in ein hierarchisches System, und die originellen Sprachanekdoten wurden als Kennzeichen individueller wie genereller evolutionärer Spracheinübung signifikant. Das Interesse an den Invarianten minderte bei Jakobson nicht die Aufmerksamkeit für die Variationen, sondern stützte und steigerte sie –, eine Erfahrung, die mir später an seinem Umgang mit Gedichten eindrucksvoll bewusst wurde.

Nach dem Vortrag wurde ich – glücklicher Zufall – in die Runde mit dem Gast gebeten, zur Gesellschaft von Frau Jakobson, die kein Deutsch spräche. Die blühende Krystyna Pomorska, Professor für Slawistik am MIT, hätte sich zweifellos auch als einzige Frau unter den gelehrten Männern wohlgefühlt. Wir verständigten uns indessen leicht, und als wir einander als zukünftige Nachbarn am Sihlsee entdeckten, als ich, überzeugte Einsiedlerin, die Vorfreude auf den Schweizer Sommer zu stärken wusste, schien auch ihr das zufällige Treffen erfreulich. Wenige Tage später zogen Jakobsons in den «Sunnige Morge». Dem Abend in «Claudia» folgten viele Zusammenkünfte, manchmal auf halbem Wege zwischen unseren Häusern im STERNEN, wo Jakobsons oft zu Mittag einkehrten und sich, ausser mit der guten Küche, mit Beo angefreundet hatten, einem Amselvogel, der «grüezi» und «wihaissischtu» sagte.

Einmal kam Krystyna mir aus ihrem Haus entgegen und wies lächelnd auf ihren Mann, der wenige Schritte weiter am Rand der Wiesen, die sich damals noch bis zum See hindehnten, abgewandt am Gartentisch las und notierte. «Look at Román! All absorbed. That's how he is always working.» Sie war sicher, dass er uns nicht wahrnahm. – Am selben roten Tisch hatten wir im Spätsommer unser erstes Arbeitsgespräch, und an einem darauf folgenden Abend kapselte das Gedichtthema uns zeitweilig aus ver-

trauter polnisch sprechender Gesellschaft ab. Roman, dem darüber entgangen war, was er nach Krystynas Meinung hätte wahrnehmen sollen, fragte mich anderntags: «Haben *Sie* bemerkt, dass . . . ?» Ich hatte auch nichts bemerkt. «Na also», sagte er zufrieden.

In Sprachen, die Du und Sie unterscheiden, zog Jakobson stets die Anrede des Respekts vor, auch Kindern gegenüber, die die übliche volle Zuwendung zu Person und Sache erfuhren. Meine Zwillinge kamen von einem Besuch bei Krystyna, mit der sie bei deutsch-englischem Radebrechen viel Spass hatten, begeistert zurück: Jakobson hatte mit den Zwölfjährigen deren fällige Entscheidung zwischen Griechisch und Englisch auf eine Art durchgesprochen, die ausser Klarheit helle Sympathie erzeugt hatte. Krystyna, fast verwundert, dass ich das eigens erwähnte, sagte: «Of course!! – All girls love him.»

Vor der herrlichen Klosterkirche, die Einsiedeln überragt, offenbart mancher unwillkürlich nicht nur seinen Kunstverstand. So reagierte ein bekannter deutscher Philosoph einzig mit Verwunderung über den hartnäckigen Obskurantismus, der sich ihm im Entzünden von Kerzen vor gemalten und geschnitzten Bildern bekundet hatte. – Einem Mann wie Jakobson, orientiert an den Entdeckungen und Rätseln der Wissenschaften, hätten solche symbolischen Handlungen wahrscheinlich nicht nahe gelegen, aber der unbescheidene Agnostizismus solcher Urteile darüber lag ihm sicher fern. Eine Bemerkung über die Sympathie seiner polnischen Frau zur schwarzen Madonna zeigte nicht nur Geltenlassen, sondern achtungsvolles Verständnis für zeichenhafte Vollzüge heimatlicher Religion.

Wissenschaftler und Künstler verschiedener Sprachen kamen zum Arbeiten und zum Feiern nach Einsiedeln; trotz bestimmter Arbeitsprogramme gedieh im Umkreis von Jakobson eine mühelose Geselligkeit. Natürlich lebte das eine vom andern. «Life with a great scholar is so inciting!» (Krystyna); allerdings verfügt nicht jeder grosse Gelehrte über derartige dialogische Fähigkeiten. Die meisten Menschen, mit denen Jakobson hier Umgang hatte, waren reichlich eine Generation jünger, aber das vergass man im Gespräch. Es ergab sich ganz selbstverständlich, dass er Mitte der kleinen und grossen Kreise war, aber er dominierte nicht. Wohl, weil er gern und gut zuhörte. Wie genau er z. B. ein theologisches Gespräch seiner Tischnachbarn verfolgt hatte, bemerkte ich erst, als er es auf der Heimfahrt fortsetzte. – Mit seiner Frau sprach er seine Muttersprache, sonst am liebsten die jeweilige Muttersprache seines Gesprächspartners. Zu dritt hatten wir Englisch gesprochen, über Hölderlin sprach er dann mit mir immer nur Deutsch.

Jakobson hatte seiner Frau eine deutsch-englische Anthologie besorgt und darin das letzte Gedicht Hölderlins für sich entdeckt. Als ich nach mehrwöchiger Abwesenheit zurückkam, sagte er sogleich, mit ansteckender Spannung: «Wir müssen unbedingt darüber sprechen!»

Am ersten Septembersonntag war ich bei ihm draussen: «Nun erst mal Sie!» Ich entfaltete meinen Notizenbogen und trug vor, was mir an dem achtzeiligen Gedicht aufgefallen war: seine Ausgewogenheit (der alternierende Vers, der Wechsel zweier Zeilenformen, die parallelen Satzgefüge der Strophen, Wortentsprechungen). Sämtliche Jahreszeiten hatte ich angedeutet gefunden. Ich hatte mir Gedanken gemacht über die Bedeutung des Titels «Die Aussicht» (auf die Weinberge im Herbst? auf den Tod? auf das ganze Leben?) und hielt mit einer umfassenden Deutung des hier erlebten Verhältnisses von Natur und Geschichte nicht zurück.

Jakobson liess meine voreilige Weisheit auf sich beruhen und setzte die Einzelbeobachtungen fort, aber wie durch ein Vergrösserungsglas, das vorher unsichtbare Unterschiede hervortreten lässt. Er zeigte, dass nicht nur die zwei Strophen und innerhalb dieser die Verspaare das Gedicht in äquivalente Einheiten quer unterteilen, sondern dass eine durchgehende Wortgrenze vor der siebtletzten Silbe das Gedicht längs zäsuriert. Im Fadenkreuz dieser horizontalen und vertikalen Achsen betrachtete er nun die Sprachelemente in der Gedichtfläche wie Farben und Formen in einem Teppich. Auf einem Stapel kleiner Zettel hatte er Beobachtungen notiert (später waren diese Zettel in einer Falttasche geordnet), z. B. zur Wortverteilung; und ob er nun Substantive oder Verben ins Visier nahm, ob er das grammatische Geschlecht, Kasus, Numerus untersucht oder Wörter gleicher Kategorie nach Laut, Betonung und Gestalt unterschieden hatte – es war faszinierend: immer ergaben sich Symmetrien, immer erschienen Muster.

In dieses Spiel der Muster-Suche, der Entdeckung von Parallelismen trat ich ein. Wir teilten uns bei jedem Treffen der letzten gemeinsamen Tage Neues mit. Schliesslich vervielfältigte ich mit der Schreibmaschine ein metrisches Schema des Gedichts und trug in diese Gerüste aus x-Zeichen mit Farbstiften ein: die rhythmischen Abweichungen, die Wortgrenzen, den Syntaxparallelismus, die Zeit- und Ortsbestimmungen, Synonyme und Antonyme . . . Das gleiche Schema liess je verschiedene Spielarten der Symmetrie abstrakt hervortreten. Jakobson – bei der Abschiedsfeier mit den nächsten Freunden dieser Zeit im STERNEN (der Wirt spendierte zum Schluss eine Crème russe) – warf einen Blick auf die Blätter, steckte sie ein, nickte mir zu. Am nächsten Morgen wartete er auf mich vorm schon verschlossenen Haus; Krystyna war mit den Freunden vorausgefahren. Auf der Fahrt nach Zürich lud er mich förmlich zur Mitarbeit ein.

Mit der Aufdeckung von Symmetrien ist man den Spielregeln weithin unbewussten poetischen Bauens auf der Spur. In seiner Theorie der poetischen Funktion (mir wurde sie erst in der Praxis der Analyse evident) hat Jakobson eine Invariante poetischer Gestaltung formuliert.

Was ein Gedicht zum Gedicht macht, ist die Vorherrschaft der poetischen Funktion über andere Funktionen der Sprache (zu informieren, sich auszudrücken, etwas zu wollen, Kontakt zu haben, über Mittel der Verständigung sich zu verständigen). Wo das Poetische dominiert, dominiert das Prinzip der Äquivalenz. Bei allen Formen des Reims (lautliche Äquivalenzen), des Refrains (syntagmatische Äquivalenzen) und des Rhythmus (metrische Äquivalenzen) kann das jedermann leicht einsehen; wie sehr es auch für die grammatischen Klassen gilt, hat erst Jakobson entdeckt.

Jakobson musste für seine linguistische Poetik nach zwei Seiten kämpfen. Linguisten vermissten systematische Vollständigkeit seiner Gedichtanalysen und kreideten ihm metaphorische Wendungen als «Rückfall» in «suggestiven Schreibstil» an. Literaturkundige mochten den subtilen grammatischen Unterscheidungen «kaum folgen» und wollten direkter auf das hinaus, «was das Gedicht sagt». Einer fragte gar, was die aufgewiesenen Symmetrien mit unserem poetischen Vergnügen zu tun hätten. Ihm antwortete Jakobson mit Baudelaire, dass einerseits Ordnung und Gleichmass grundlegendes Bedürfnis des menschlichen Gemüts, andrerseits das Unerwartete und Erstaunliche unerlässliche Würze bei allem Kunstgenuss sei. Er liess oft Dichter und Maler (Hopkins, Braque, Poe, Klee . . .) für sich sprechen; sie sind seine besten Zeugen.

Jakobsons überlegene Sprachenkompetenz und seine trainierte Liebe zur Poesie machten ihn seinen Kritikern gegenüber sattelfest: er hat zahlreiche Gedichte aus verschiedenen Räumen und Zeiten analysiert («from the eighth to the twentieth century and in nearly twenty languages» – !), verschieden auch nach Thema und Stil («religious, philosophical, meditative, martial, revolutionary and erotic pieces»), aus Volks- und Kunstdichtung. Wie sein «Retrospect» (Selected Writings III, 1981) ausweist, konnte er ein Polemiker sein («Des coups d'épée, Messieurs . . . !») und vielleicht auch ein Taktiker (ich hörte während eines Kolloquiums einen jungen Kollegen mit Respekt von dem «alten Fuchs» flüstern). Wenn mit Spass am Spiel vereinbar, scheute er selbst «des coups d'épingle» nicht: sein «horrible Harry» – bei diesem Testbeispiel für unbewusstes Vorziehen des poetischen Gleichklangs wird noch eine Reihe anderer schimpfender Adjektive am gleichen Namen ausprobiert – hatte geheime Referenz im Felde seiner Gegner.

Für den August 1975 bezogen Jakobsons Haus Aurora neben Haus Claudia. Wir hatten inzwischen, z. T. arbeitsteilig, die Untersuchung ausgeweitet; mit den Gedichten und Dokumenten aus Hölderlins Krankheitszeit waren wir beide vertraut. Bei täglichem Hin und Her durchs Gartentörchen entstand der Text: Jakobson schrieb mit leichter Hand an der Erstfassung; ich hatte die Aufgabe, sie in die Maschine und in «gutes Deutsch» zu übertragen. In den folgenden Monaten wechselten wir per Post Textteile aus. Jakobson schrieb noch im November: «I am fascinated more and more by our ‚Aussicht', which reveals still new and new secrets.» Im Frühjahr 1976 arbeiteten wir eine gute Woche am selben Schreibtisch in der offenen Bibliothekshalle von Jakobsons Haus in Cambridge. Ende 1976 erschien die Studie, zusammen mit den älteren über ein Klee- und ein Brecht-Gedicht, als Taschenbuch bei Suhrkamp (stw 162).

Rückblickend erinnere ich eine Phase inneren Widerstands, als die Analyse bis zu den kleinsten Lauteinheiten vorgetrieben und als z. B. die Füllung der ryhthmischen Senkungen des Gedichts mit Vor- und Nachsilben (wie schöne Muster das auch ergab) umständlich beschrieben wurde: Wo blieb für den Leser der Bezug zur Bedeutung dieses Gedichts? Noch lange neigte ich selbst zu vorzeitiger Zusammenschau. Aus eigener Erfahrung verstehe ich die Ungeduld, die eilige Leser und Deuter um die Einsichten bringt, die Jakobson als Gedichtleser vermitteln kann. Später wusste ich, was ich dem strengen, auf weite Strecken bedeutungsabstinenten Exercitium der sprachlichen Gedichtmikroskopie verdankte.

Was alles ein Gedicht «sagen» kann, liegt in seiner poetischen Komposition beschlossen. Mit Roman Jakobson ein Gedicht lesen heisst, seinen nach Gleichheit und Kontrast geordneten Bau lesen: daraus ergibt sich das Bedeutungsgeflecht im einzelnen wie im ganzen. Jeder genaue Leser kann das in einer solchen Analyse erfahren. Der Gewinn für spätere selbständige Lese-Erfahrungen ist gross. Manches schwer verständliche Gedicht (Celan) erschliesst sich, manches flüchtig verklingende (Brentano) bleibt im Gedächtnis, wenn man in Jakobsonscher Sicht seinen verborgenen Bauplan wahrgenommen hat.

Jakobson geht vor wie Goethe als Naturwissenschaftler: die «Materialien müssen in Reihen geordnet und niedergelegt sein, nicht auf eine hypothetische Weise zusammengestellt, nicht zu einer systematischen Form verwendet. Es steht alsdann einem jeden frei, sie nach seiner Art zu verbinden und ein Ganzes daraus zu bilden.»

Mit Deutungen, die ja immer die Intuition des Deuters mitrepräsentieren, war Jakobson zurückhaltend. Gern überlässt er Zusammenfassungen dem Dichter selbst. (Zitate aus den dunklen theoretischen Schriften des späten Hölderlin z. B. werden im Kontext der Jakobsonschen Untersuchung ihrer-

seits erhellt.) Aber es liegt in den grammatischen Materialien, die Jakobson geordnet, und in den kontextuellen und dokumentarischen, die er dazu erwogen hat, mehr bereit, als Hölderlin-Interpreten der spätesten Dichtung bisher wahrgenommen haben.

Dass Jakobson meine mündlichen oder brieflichen Deutungen (Kairos-Gedicht, Weltbejahung, Harmonie . . .) durch skeptisches Schweigen in Frage gestellt hatte, habe ich ihm einmal ausdrücklich gedankt. Viel später habe ich «nach meiner Art» das Phänomen der Scardanelli-Dichtung als «ein Ganzes» zu sehen versucht (Philos. Jahrbuch 1983, Teil 1, im Druck). Das ist angreifbar, korrigierbar, überholbar wie mehr oder weniger alle Deutungen. Auf Jakobsons «Materialien» und Einsichten dagegen werden sich nicht nur Literaturwissenschaftler weiterhin stützen können: sie wirken hinein in weitere Wissenschaften vom Menschen.

Das letzte Buch, das Roman Jakobson zusammen mit Krystyna Pomorska verfasst hat, trägt den Titel «Dialogues» (1980); es ist eine Summe seiner Forschungen, dargestellt im Gesprächswechsel mit der Frau seiner Alltagsgespräche im letzten Drittel seines Lebens. Sie konnte wie wenige das grosse Werk überblicken, und Bewunderung des genialen Mannes schien ihr in jeder Hinsicht geboten, aber sie war selbständig und viel zu spontan, um ein Muster an Anpassung zu sein. Der 36 Jahre Ältere, elastisch, gelassen, war darauf auch erstaunlich wenig angewiesen; überdies liebte er kräftige Naturen. Ihr Zutrauen zu seinen immensen Lebenskräften hat ihn wahrscheinlich gestärkt bis zum Ende. Als der 84jährige von einer plötzlichen schweren Sehstörung befallen wurde, schrieb sie in der Hoffnung, er werde sein volles Augenlicht wiedererlangen: «I firmly believe in it; he is such a giant.» Ihr Glaube bekam recht. Zwei Jahre später, Anfang 1982, schrieb er: «My chief preoccupation for all these months has been various proof reading. But now I hope to go over to more creative activities.»

Zur Hegelpreis-Verleihung im Juni konnte er nicht mehr nach Stuttgart kommen. Er dankte mit einem kurzen Text, in dem er mit grosser Einfachheit seine Sprachwissenschaft strukturell Hegelschem Denken zuordnet und mit der These von der «Untrennbarkeit von Invarianz und Variabilität» zugleich eine notwendige Bedingung der wissenschaftlichen Analyse lebender Systeme formuliert (NZZ Nr. 221, 1982). Der «russische Philologe» (Selbstkennzeichnung) starb im Juli 1982 in Boston. Wenige Wochen später sprach Krystyna Pomorska seinen letzten Vortrag auf einem armenischen Linguistenkongress in Russland.

Mein letztes Erinnerungsbild: wieder zu dritt, in der Bar der VIER JAHRESZEITEN in München, nach der 4. Werner-Heisenberg-Vorlesung

1978. Jakobson hatte die Ergebnisse der jüngsten, namentlich russischen neurophysiologischen Hirnforschung zu sprachwissenschaftlichen Erkenntnissen in Beziehung gesetzt und durch wechselseitige Erhellung interdisziplinäre Evidenz gestiftet. Mein Staunen zeigte ihm, dass er mit der komplizierten Materie nicht nur Spezialisten beeindruckt hatte. – In der Glocke von Musik und Stimmen war diskursive Kommunikation behindert, diesmal nicht zum Schaden unseres Wohlbefindens. Jakobson sass lächelnd und entspannt da, Krystyna trank ihm zu: «You were excellent, Roman. I do not say it always, but you were great!»

Sprüngli
AM PARADEPLATZ
Zum Kaffee und zum Tee:
Luxemburgerli
Exklusiv von Sprüngli
Hauptbahnhof Zürich Shop-Ville Stadelhoferplatz
Shopping-Center Spreitenbach
Einkaufszentrum Glatt Airport-Shopping Kloten

In unseren Couverts
steckt auch etwas drin,
wenn sie leer sind:
Langjährige Erfahrung,
technische Entwicklung
und individuelle Beratung.
Reden Sie mit uns, dem
Couvertspezialisten.
GOESSLER COUVERTS
GOESSLER
GOESSLER COUVERTS KOMMEN AN
8045 Zürich Tel. 01 35 66 60
Depot Bern Tel. 031 42 27 44
Depot Lausanne Tel. 021 22 42 27